

A woman with long, wavy blonde hair is shown in profile, looking towards the right. She is wearing a rich red, patterned medieval-style dress with puffed sleeves and a gold-trimmed neckline. The background features a detailed illustration of a medieval town with a prominent Gothic church spire. The entire scene is framed by a decorative, repeating floral border.

Silvia  
Stolzenburg

Die  
*Launen*  
des  
*Teufels*

Weltbild

## Die Launen des Teufels

## **Ulm-Trilogie**

Band 1: Die Launen des Teufels

Band 2: Das Erbe der Gräfin

Band 3: Die Heilerin des Sultans

### Über die Autorin:

Silvia Stolzenburg, Jahrgang 1974, studierte Germanistik und Anglistik an der Universität Tübingen. Im Jahr 2006 erfolgte die Promotion über zeitgenössische Bestseller mit Abschluss Dr. phil., in dieser Zeit reifte auch der Entschluss, selbst Romane zu verfassen. Mit *Die Launen des Teufels* präsentiert die Autorin den ersten Teil einer geplanten Trilogie über die wegen ihres Münsters weltbekannte Stadt Ulm und die – fiktiven – Schicksale der Menschen, die dort lebten und liebten, arbeiteten und litten.

Silvia Stolzenburg arbeitet als freiberufliche Englischdozentin und Übersetzerin, sie lebt mit ihrem Mann auf der Schwäbischen Alb.

Silvia Stolzenburg

# Die Launen des Teufels

Roman

**Weltbild**

Besuchen Sie uns im Internet:

*www.weltbild.de*

Genehmigte Lizenzausgabe für Verlagsgruppe Weltbild GmbH,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by *Edition Aglaia*,  
ein Imprint von Bookspot Verlag GmbH

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Umschlagmotiv: © Jeff Cottenden Photography / [www.shutterstock.com](http://www.shutterstock.com) /  
Nele Schütz Design, München

Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-95569-771-6

2018 2017 2016 2015

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Für meinen Schatz der in den schwärzesten  
Tiefen Licht und Hoffnung gesendet hat*

## Prolog

### Herbst 1349

Es ist die Mitte und gleichzeitig der Wendepunkt des 14. Jahrhunderts, die Zeit, in die sowohl der Aufstieg des Bürgertums als auch der langsame, unaufhaltsame Verfall des weitgehend verarmten Ritterstandes fallen. Das Deutsche Reich erstreckt sich von Friesland bis Tirol, von Brabant bis Böhmen und Mähren. Außer dem seit 1339 in Frankreich tobenden Hundertjährigen Krieg zwischen dem französischen König und seinem englischen Nachbarn und dem Litauenkrieg des Deutschen Ordens herrscht Ruhe in Europa, was sich jedoch schon bald ändern soll. Nach den Wirren eines mehr oder weniger rechtlosen *Interregnums*, das dem Ende des Stauferreiches gefolgt war, hat mit Karl IV. (1346 – 78) ein Luxemburger den anhaltenden Streit um die deutsche Krone für sich entschieden. Da die sieben machthungrigen, zum Teil geistlichen, zum Teil weltlichen Kurfürsten, die das Recht zur Königswahl haben, 1338 im Kurverein zu Rhens festgelegt haben, dass der von ihnen gewählte König keiner päpstlichen Bestätigung bedarf, fördern der so ins Abseits gedrängte Papst und der französische König kurzerhand einen deutschen Gegenkönig. Schon kurz darauf setzt sich dieser, Karl IV, gegen seinen Konkurrenten, Ludwig den Bayern, durch. In seiner langen Regierungszeit gelingt es Karl, die Position des Königs in Deutschland neu zu stärken, und er ernennt

Prag zur Hauptstadt seines Reiches. Dort gründet er auch die erste deutsche Universität.

Während sich die Dinge in Deutschland beruhigen, leidet der *Stuhl Petri* unter seiner zunehmenden Abhängigkeit von Frankreich, die dazu geführt hat, dass der oberste Herr der Christenheit seit Beginn des Jahrhunderts in Avignon im Exil lebt. Die wachsende Machtübernahme durch das französische Königshaus wird drei Jahrzehnte später zum *Großen Schisma* führen, in dem sich die Lateinische Kirche in zwei Lager spaltet, da ein Papst in Rom und einer in Avignon residiert. Zwei der weitreichendsten Auswirkungen dieser päpstlichen Schwäche sind ein steter Verfall und eine Verweltlichung der katholischen Kirche. Die Klagen mehren sich: Das kirchliche Finanzsystem belastete die Christenheit, die Kurie beansprucht Spolien (den persönlichen Nachlass der Geistlichen), Jahregelder, Palliengelder für die Amtsvergabe, erhebt Gebühren für Privilegien und Gnadenbriefe. Und nicht nur das; auch der Hurenzins – eine Abgabe, mit der Priester und Mönche dafür sorgen, dass ihre Vorgesetzten ihre unerlaubten Beziehungen übersehen – hält Einzug. Zudem häufen sich die Beschwerden über nachlässige Amtsführung, Habgier und Sittenverderbnis der Geistlichen, sodass ohne Übertreibung gesagt werden kann, dass das moralische Ansehen des Klerus einen Tiefstand erreicht hat. Ein spätmittelalterlicher Zeitgenosse bemerkt:

*»Am Tage des [Jüngsten] Gerichts wird der eine [Mönch] seinen Bauch vorzeigen, der von Fischen aller Art rund geworden ist, ein anderer wird hundert Scheffel Psalmen*

*hervorsprudeln. Ein dritter wird Myriaden Fasttage aufzählen und es sich als Verdienst anrechnen, wie oft sein Magen nach der Fastenzeit bei einem einzigen Frühstück fast geplatzt wäre; ein weiterer wird eine Unzahl Zeremonien herbeischleppen, die kaum von sieben Lastschiffen gefaßt werden können. Dieser rühmt sich, sechzig Jahre lang niemals Geld angefaßt zu haben außer mit Fingern, die durch doppelte Handschuhe geschützt waren« (in: Erasmus von Rotterdam: Das Lob der Torheit, Frankfurt a. M. 1979, S. 104 ff).*

Derweil die Geistlichen immer mehr im Morast der Lasterhaftigkeit versinken, werden die aufblühenden Städte zusehends mächtiger. Im Laufe der Zeit erwerben sie Reichrechte, sogenannte Regale, wie das Steuer-, Münz- oder Zollregal, umfangreiche Besitzungen, erhalten eine eigene Stadtverwaltung, Stadtrechte sowie Stadtsiegel. Die meisten Bewohner der Städte sind Bürger, doch sind sie alles andere als gleichgestellt. Neben der Oberschicht, dem sogenannten *Patriziat*, das sich aus Groß- und Fernkaufleuten, Gewand Schneidern und Ministerialen (Angehörige des Dienstadels) zusammensetzt, wetteifert die Mittelschicht (Handwerker und wohlhabende Kleinhändler) um Macht und Einfluss in der Stadt. Die Unterschicht, die etwa die Hälfte der Bevölkerung ausmacht, reicht von einfachen Leuten wie armen Handwerkern und Kleinkrämern über beruflich Unselbstständige (Gesellen und Lehrlinge) bis hin zum Gesinde und den Bettlern. Während die Handwerker sich in Zünften zusammenschließen, ist das Patriziat in Gilden organisiert. Wer in solch eine Gilde aufgenommen werden will, muss

durch Zeugen nachweisen, dass bereits sein Vater kein Handwerker mehr war und dass er sein Vermögen nicht durch handwerkliche Arbeit erworben hat. Obwohl die Zünfte die Mehrheit des einflussreichen Teiles der Stadtbevölkerung stellen und im wirtschaftlichen Leben sowie der Stadtverteidigung eine entscheidende Rolle spielen, bleiben sie bis ins 14. Jahrhundert von der Stadtregierung ausgeschlossen, da die Sitze des Rates an die Patriziergeschlechter gebunden sind. Dies führt in vielen Städten zu blutigen Auseinandersetzungen, in denen die Zünfte um ihr Recht auf Mitregierung kämpfen.

So auch in Ulm, wo unsere Geschichte spielt. Nach schweren, bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen zwischen den Handwerkszünften und dem städtischen Patriziat herrscht nach der Unterzeichnung des *Kleinen Schwörbriefes* des Jahres 1345 jedoch wieder Frieden in der mächtigen Handelsmetropole an den Ufern der Donau. Dank der Nichteinmischung des Grafen Ulrich von Württemberg, der kein Interesse an der Reichsstadt zeigt, gelingt es Ulm, sich in den folgenden Jahren zu einem der Knotenpunkte des europäischen Handels aufzuschwingen, der von Skandinavien bis nach Nordafrika, von Syrien bis nach Irland und darüber hinaus reicht. Das Machtgefüge der von einer gewaltigen Befestigungsanlage geschützten Stadt wird bestimmt durch das im Zentrum gelegene Barfüßerkloster, das Ratskollegium und die Zünfte und Gilden. Das Aufblühen der Wirtschaft hat die Stadt vor allem der günstigen Lage zu verdanken, da sie durch die ab hier schiffbare Donau zum Schnittpunkt verschiedener Handelswege wird. Dies führt dazu, dass auf dem städtischen Markt schon bald nicht nur Wein, Salz, Metalle

und Gewürze aus aller Herren Länder umgeschlagen werden, sondern auch Tuche wie Leinen, Ulmer Loden und das »Gold der Stadt«: der kostbare *archent*. Dieses Mischgewebe aus Leinen und Baumwolle unterliegt strengen Kontrollen und erzielt pro Jahr einen Umsatz von etwa 200 000 rheinischen Gulden – eine unvorstellbar hohe Summe. Davon fließt, aufgrund der Steuern und Abgaben, ein nicht zu verachtender Betrag in die Stadtkasse.

Zur selben Zeit, in die der wirtschaftliche Aufschwung fällt, setzt sich in Europa das französische Cathedralprogramm durch, und es beginnt ein Wettstreit um den größten, prächtigsten und vollkommensten gotischen Sakralbau. Dieser Eifer macht auch vor Ulm nicht Halt. Um den ohnehin schon beträchtlichen Reichtum der Stadt noch weiter zu mehren und Gott ein Denkmal zu setzen, wird auch hier in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit dem Aushub einer riesigen Baugrube begonnen, die schon bald den Grundstein zum Bau des gewaltigsten und himmelstürmendsten Kirchenbaus der Welt empfangen soll: des Ulmer Münsters.

Alles scheint im Aufschwung, als im Jahr 1347 in Kaffa am Schwarzen Meer die Pest ausbricht. Diese als Geißel Gottes verstandene Krankheit wird in den kommenden Jahren 20 bis 25 Millionen Menschen, also etwa ein Drittel der damaligen Bevölkerung, dahinraffen und das Rad der Geschichte weitgehend zum Stillstand bringen. Verbreitet durch den winzigen Rattenfloh, scheint es zunächst so, als würde die tödliche Plage vom Mittelmeer aufgehalten, doch dann erreichen die ersten verseuchten Pelzlieferungen Deutschland. Wo es besonders die international Handel treibenden Metropolen trifft ...

# Die Launen des Teufels

## Kapitel 1

**Ulm, Oktober 1349**

Komm schon, Anabel, wir haben nicht den ganzen Tag Zeit!«

Mit einem schuldbewussten Einziehen des Kopfes quittierte das schlanke, rotblonde Mädchen, das wie gebannt in den vor seinen Füßen gähnenden Abgrund starrte, die Aufforderung der Freundin, machte jedoch keinerlei Anstalten, sich von dem Anblick der gewaltigen Baugrube loszureißen. Beinahe ein Dutzend Fuß tief hatten sich die schlammverkrusteten Werkzeuge der stöhnenden und fluchenden Arbeiter bereits in den von unzähligen Steinen durchsetzten Boden gefressen, der sich mit einer knietiefen Wasserschicht an seinen Peinigern rächte.

»Wenn wir nicht bis zur Vesper zurück sind, reißt uns Henricus den Kopf ab!«, setzte Vren hinzu und ergriff den Oberarm ihrer Begleiterin. »Was ist denn daran so spannend?«, fragte sie mit einem verächtlichen Blick auf das unansehnliche Loch, das immer noch Anabels gesamte Aufmerksamkeit fesselte. Der seit Tagen unablässig fallende Regen hatte den schweren Boden der Ostalb in einen zähen Lehm verwandelt, der in dicken Klumpen an den von Scharfen zerfurchten Schaufeln der Männer klebte, die trotz der feuchten Kälte ihre groben Leibröcke abgelegt hat-

ten und mit bloßem Oberkörper, nur mit langen Hosen bekleidet, barfuß durch den Schlamm wateten. »Ich weiß wirklich nicht, warum wir uns hier die Beine in den Bauch stehen müssen!«

Mit einem resignierten Seufzen wandte sich die Gescholtene um, bückte sich nach dem bis zum Rand mit braunen Mönchskutten gefüllten Weidenkorb und hob den Blick der blauen Augen zu der sie um einen halben Kopf überragenden Freundin. Der ansonsten ernste, etwas traurige Ausdruck war für einen kurzen Augenblick unbeschwerter Neugier gewichen. Doch als sie das Missfallen in den dunklen Zügen der zwei Jahre älteren Vren las, huschte ein Schatten über ihr von Sommersprossen übersätes Gesicht, dem die hohen Wangenknochen ein leicht fremdländisches Aussehen verliehen.

»Seit Wochen redet niemand mehr von etwas anderem«, murmelte sie entschuldigend. »Ich wollte es endlich mit eigenen Augen sehen.« Ihre Stimme bebte leicht, doch als Vren ihr beschwichtigend die Hand auf die Schulter legte, stahlen sich ihre Mundwinkel kaum wahrnehmbar nach oben. »Denkst du, die Geschichten sind wahr?«, fragte sie, nachdem sie dem in der Mitte Ulms gelegenen, direkt an das Franziskanerkloster angrenzenden Bauplatz den Rücken gewandt hatten, um in Richtung Blau davonzueilen.

Vren zuckte die Schultern. »Ich weiß es nicht«, erwiderte sie nach einigen Schritten, die sie zunächst an feurig gefärbten Buchen und Eichen und dann an der prachtvoll bemalten Fassade des neuen Rathauses am Marktplatz vorbeiführten. »Aber wie sonst willst du diesen Eingang zur Hölle erklären?«

Ein kalter Schauer richtete die Haare auf Anabels mit grober Wolle bedeckten Unterarmen auf. Mit der freien Linken zog sie die mit einer viel zu großen Kapuze versehene Glocke – einen einfach geschnittenen Umhang, den ihr Vater als zu verschlissen abgelegt hatte – enger, und presste den mit schmutziger Wäsche gefüllten Korb fester an ihre schlanke Hüfte. Wie Vren trug auch sie ein schlichtes, aus erdfarbenem Stoff geschnittenes Hemdkleid, das von einem Gürtel zusammengehalten wurde. Das zu einem beinahe armdicken Zopf geflochtene Haar fiel über die Brust bis an ihre Taille hinab, deren sanfter Schwung verriet, dass sich ihr Körper erst vor wenigen Monaten von seiner kindlichen Schlankheit befreit hatte. Mit ihren vierzehn Jahren stand Anabel an der Schwelle zur Weiblichkeit, deren Gesetze und Anforderungen ihr immer öfter Angstträume bereiteten. »Du solltest nicht so respektlos reden«, flüsterte sie mit einem erschrockenen Blick über die Schulter. »Wenn Henricus oder Franciscus dich hören ...« Sie ließ den Satz unvollendet. Allein die Vorstellung, was der Ordensvater oder der Abt des Klosters, in dem sie und Vren ihren Lebensunterhalt verdienten, mit einem Lästler anfangen würden, ließ ihr lähmende Furcht in die Glieder fahren.

»Ach was«, schnaubte Vren mit einer wegwerfenden Geste. Zielstrebig steuerte sie auf die kaum wahrnehmbare Erhöhung zu, hinter der sich das auch an diesem Tag übel riechende Fischer- und Gerberviertel an die Stadtmauer presste. Die von unzähligen schmalen Stegen und Brücken überspannte Blau schillerte an einigen Stellen in unnatürlichen Farben, da nicht nur die Ulmer Garnsieder, sondern

auch die Werkstätten der Färber und Manger das Wasser zur Herstellung ihrer Waren benötigten.

»Wenn es wahr ist«, flüsterte Anabel ehrfürchtig, ohne auf das Geschrei der zum Marktplatz strömenden Händler zu achten, »dann wird Gott uns für immer beschützen.« Der ohnehin eintönig bleigraue Himmel verdunkelte sich, als die beiden Mädchen in eine der engen Gassen eintauchten, die an einfachen Bretterhütten und auffallend prächtigen Fachwerkhäusern vorbei den Teil der Stadt durchschnitten, in dem die reichen Tuch- und Gewürzhändler ihre Kontore hatten. »Eine Kirche so gewaltig und hoch, dass man sie selbst von den Dörfern der Alb aus sehen kann«, schwärmte sie weiter und zupfte mit den Zähnen an einem Faden, der sich vom Saum ihres Ärmels gelöst hatte. Den Gerüchten zufolge, die seit Beginn der Arbeiten in der Stadt kursierten, plante der Bischof von Augsburg, dem als Oberherrn über die Diözese der gesamte Klerus Ulms unterstand, mit dem Bau eines neuen Münsters die Ergebenheit und den Reichtum der Königsstadt im ganzen Land zu verkünden.

»Ach, hör schon auf«, schalt Vren und bugsierte Anabel mit einem Kopfschütteln in den dunkel gähnenden Eingang einer Häuserschlucht, zwischen deren Wänden sich zahllose Wäscheleinen spannten. Den herabfallenden Tropfen ausweichend, schlängelten sich die jungen Frauen zwischen Unrathaufen und Abortrinnen hindurch bis ans Ende des Sträßchens, wo ein aus halb verfaulten Bohlen gezimmerter Steg ins seichte Wasser der Blau führte. Mit einem knappen Nicken begrüßten sie die beiden etwa siebenjährigen Mädchen, die bereits am Ufer des Flüsschens knieten,

um mit feuerroten Händen den Schmutz aus dem schwarzblauen Zeug zu waschen, das sie als Angehörige des Bauernstandes auswies. Wie jede Woche waren auch am heutigen Mittwoch die Bewohner der umliegenden Dörfer in die Stadt gekommen, um auf dem städtischen Markt ihre Erzeugnisse feilzubieten oder sich mit den Waren der Handwerker und Händler einzudecken. Was das Gewimmel erklärte, das in Anabel stets ein Gefühl der Beklemmung auslöste. Anders als die Freundin konnte sie den ungewohnten Haartrachten, üppigen Kopfputzen und unanständig tiefen Halsausschnitten der reichen Damen nichts abgewinnen, da sie es für Zeitverschwendung hielt, Dingen nachzuhängen, die sie sich ohnehin niemals würde leisten können. Mit einem halb traurigen, halb belustigten Lächeln blickte sie auf den Rockteil ihres mehrfach ausgebesserten Kleides hinab, das vermutlich einen weiteren Winter würde überdauern müssen. Denn wie sie ihren Vater kannte, hatte er nicht vor, auch nur einen unnötigen Schilling für die weltlichen Bedürfnisse seiner Tochter zu verschwenden! Mechanisch griff sie nach dem dünnen Tuch der Sommergewänder, welche die Mönche vor Anbruch des Winters reinigen ließen, um sie im Frühjahr zur Hand zu haben.

Kaum berührte das eiskalte Wasser ihre Haut, sog sie zischend die Luft durch die Zähne, ignorierte den brennenden Schmerz jedoch augenblicklich, als sie die Blicke der Bauerntöchter auf sich spürte. »Ich bin wirklich froh, dass wir der alten Hexe und Henricus wenigstens ab und zu entfliehen können«, schnatterte Vren weiter – Anabels erschrockenes Einatmen geflissentlich ignorierend. Obschon auch Anabel sich vor der strengen, stets ein wenig männlich wir-

kenden Meisterin Guta Staiger – der Vorsteherin der klosterähnlichen Beginensammlung, deren Gebäude im Nordosten an das Franziskanerkloster angrenzten – fürchtete, schätzte sie die selbstlosen Taten der Schwestern sehr. Wie oft schon hatte sie bei der harten Arbeit im Hospital des Mönchsklosters die bescheidenen Beginen, die trotz ihrer ordensähnlichen Organisation freie Bürgerinnen waren, mit bewundernden Blicken bedacht und sich gewünscht, irgendwann so viel Geld zu besitzen, um selbst in die Schwesternschaft eintreten zu können. Da jedoch die Aufnahmegebühr im Normalfall bei über fünf Pfund und fünf Schilling lag, blieben diese Hoffnungen gestaltlose Wolken-schlösser. Sie biss sich auf die Unterlippe und presste die grobborstige Bürste noch fester auf einen hässlichen Rußfleck, der eines der Novizengewänder entstellte.

»Weißt du, was ich gestern Abend gesehen habe?«, setzte Vren die Unterhaltung nach einigen Augenblicken des Schweigens ungerührt fort, wartete jedoch nicht auf eine Antwort. »Als ich auf dem Weg zur Backstube war, hat sich Franciscus klammheimlich in die Oststadt geschlichen!«

»Ich weiß«, versetzte Anabel mit einem resignierten Seufzer. Manchmal war die Klatschsucht ihrer Freundin, die nach verrichtetem Dienst im Kloster in der väterlichen Bäckerei mit anpacken musste, wirklich unerträglich. »Er geht jeden Dienstag ins städtische Badehaus«, belehrte sie Vren, deren dunkle Augen bei dieser Information aufleuchteten.

»Warum um alles in der Welt tut er das wohl?«, bohrte diese weiter, während sie mit einem kleinen Brett das Wasser aus dem vollgesogenen Stoff schlug. »Wo er doch nicht einmal zwei Dutzend Schritt vom Abthaus entfernt ein eigenes hat!«

Dieses Argument ließ Anabel die Stirn runzeln. Wie vielen der bezahlten Hilfskräfte im Kloster war ihr der jungenhaft wirkende Franciscus, hinter dessen strahlendem Lächeln sich oft harte Entschlossenheit und – den Novizen gegenüber – Grausamkeit verbargen, unheimlich. Auch machten Anabel die Blicke Sorgen, die er ihr in letzter Zeit immer wieder zuwarf, wenn er sich unbeobachtet wähnte. »Ich nehme an, er trifft sich dort mit einigen der Zunftältesten«, erwiderte sie lahm, da selbst ihr schon zu Ohren gekommen war, was sich im Inneren des meist bis in die frühen Morgenstunden hell erleuchteten Hauses am Fuße des Gänsturms abspielte.

Wie erwartet, prustete Vren respektlos. »Das glaubst du doch selber nicht! Der wird sein Keuschheitsgelübde genauso ernst nehmen wie den Schwur, in Armut zu leben«, bemerkte sie spöttisch und griff sich wenig damenhaft an die Brust, um das Tuch, mit dem sie sich den Busen brutal auf die Rippen zu schnüren pflegte, fester zu zurren. Bei dem Anflug von Zorn, der dabei ihr Gesicht verdunkelte, verkniff sich Anabel nur mühsam ein Schmunzeln. Wenn Vren doch nur nicht so furchtbar eitel wäre!, dachte sie mitleidig, da sie wusste, wie sehr es der Freundin zu schaffen machte, dass ihre Brust entgegen dem wenig kompromissbereiten Modegeschmack groß und schwer war, anstatt sich klein und apfelförmig unter ihrem Leibchen abzuzeichnen. Wenn es nach Vren ginge, hätte sie sicherlich schon zu den ekelhaft stinkenden Tränken gegriffen, welche die heilkundigen Beginen den wohlhabenden Bürgerinnen anboten, die im Hospital entbanden.

»Ich würde mich in Grund und Erdboden schämen,

wenn mein Bräutigam mich in der Hochzeitsnacht verschmäht, weil er denkt, mein Busen sei schon von einem anderen lang gezogen worden«, hatte Vren vor einigen Wochen gejammert und sofort ein Gesicht gezogen, als Anabel geschmunzelt hatte. »Du hast gut lachen«, hatte sie anklagend hervorgestoßen. »Deine Brust sieht ja nicht aus wie das Euter einer Kuh!« Das war zu viel gewesen für das schwächliche Mädchen, und auch jetzt noch wollte ihr die Erinnerung daran die Tränen in die Augen treiben. Doch der Gedanke an Hochzeit und Vermählung ließ sie augenblicklich ernüchtern. Mit geschickten Bewegungen faltete sie das vorletzte Kleidungsstück in den Weidenkorb und ließ das weiß-graue Seifenstück über ein von Rotweinflecken übersätes Skapulier – den Überwurf der Barfüßer – gleiten, das nach Erbrochenem und altem Schweiß stank. Wenn ihr Vater nicht bald einen Bräutigam für sie suchte, würde sie als alte Jungfer enden!

Ihr Vater. Ohne es zu merken, hatte sie sich geduckt und die Schultern eingezogen, da allein die Vorstellung des hünenhaften, häufig übellaunigen Glockengießmeister genügte, um jede Faser ihres Körpers vor Furcht vibrieren zu lassen. Wenn er betrunken war, was in letzter Zeit immer häufiger der Fall war, ließ er vermehrt Bemerkungen fallen, die zum Inhalt hatten, dass er nicht plante, seine nichtsnutzige Brut bis an deren Lebensende durchzufüttern.

Trotz des kalten Wassers, das ihre Finger inzwischen in steife Eiszapfen verwandelt hatte, spürte Anabel, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Immerhin machte er einen wesentlich besseren Schnitt mit dem, was sie an Lohn aus dem Kloster mit nach Hause brachte, als wenn er sich eine

fremde Hilfskraft zulegte, die dieselben Arbeiten erledigte wie Anabel, wenn sie abends müde und erschöpft in das an die Glockengießerei anschließende Wohnhaus zurückkehrte!, dachte sie trotzig. Auch würde sich eine Hilfe sicherlich nicht um Gertrud, Ida, Johann und Uli kümmern – ihre Stiefmutter und deren drei Kinder –, wenn der aufbrausende Hausherr wieder einmal allzu nachdrücklich von seinem Stockrecht Gebrauch gemacht hatte.

Ein Geräusch zu ihrer Rechten ließ die Mädchen aufblicken. Unter einem niederen Durchgang waren soeben zwei zerlumpte Gestalten aufgetaucht, von denen eine die andere mit dem Rücken gegen die von der Feuchtigkeit schlüpfrigen Steine drängte, um mit der Hand gierig unter deren Röcke zu greifen. Einem Instinkt folgend verlagerte Vren die Stellung, um sich zwischen die zu grunzenden Geschlechtsverkehr übergehende Hure und deren Freier und die beiden Bauerntöchter zu schieben. Doch eines der Mädchen hob überrascht den Kopf und entblößte zwei verfäulzte Zahnreihen. »Ihr habt wohl noch nie Leute beim Ficken gesehen?«, fragte es mit einem unschuldigen Augenaufschlag, der in solchem Gegensatz zu der ordinären Wortwahl stand, dass Anabel die Erwiderung im Halse stecken blieb. Zwar war auch ihr seit frühester Kindheit klar, was Gertrud und Conrad in der im ersten Stock ihres Hauses gelegenen Schlafkammer trieben. Jedoch erfüllte sie der tierische, oft von Klatschen oder Stöhnen untermalte Akt stets mit solcher Scham, dass sie sich jedes Mal die dünne Decke über die Ohren zog und betete, dass die Nacht bald vorüber sein möge. Nachdem das von dem kleinen Mädchen benutzte Wort seinen Ursprung in der Schmiedekunst als Bezeich-

nung für das Säubern eines von Schlacke verschmutzten Schwertes genommen hatte, war diese ursprüngliche Bedeutung jedoch schon bald in den Hintergrund getreten. Und sowohl Vren als auch Anabel wussten, welche Tätigkeit der Volksmund damit inzwischen bezeichnete.

»Wenn du solche Worte in den Mund nimmst, wäscht ihn dir irgendwann jemand aus«, schalt Vren prompt mit einem Kopfschütteln. Da der Austausch jedoch bereits beendet war und sich der mehr oder weniger zufriedene Kunde mit einem derben Klaps auf die Rückseite der nicht mehr ganz jungen Dirne von dieser verabschiedete, setzte sie mit einem breiten Grinsen an Anabel gewandt hinzu: »Manchmal frage ich mich, ob es wirklich zu Gehirnaufweichung oder -austrocknung führt, wie Henricus die Novizen immer glauben machen will?« Ohne auf eine Antwort zu warten, kam sie mit knackenden Gelenken und einem Griff an den Rücken auf die Beine, stemmte den Korb mit den gereinigten Trachten in die Hüfte und runzelte nachdenklich die Stirn. Anabel, die nicht vorhatte, diese Äußerung zu kommentieren, tat es der Freundin gleich und gab dieser mit einem Nicken zu verstehen, dass sie bereit war, es erneut mit dem Getümmel des Marktes aufzunehmen.

Nachdem sie das Fischerviertel hinter sich gelassen hatten, erklommen sie den mit Kopfsteinen gepflasterten, sich windenden Anstieg zum Marktplatz, der von dem hoch über ihm aufragenden Rathaus dominiert wurde. Wenngleich Anabel die farbenprächtigen Darstellungen der Kardinaltugenden Gerechtigkeit, Weisheit, Besonnenheit und Tapferkeit an diesem Tag nur aus dem Augenwinkel wahrnahm, war die Schönheit der Wandmalereien atemberau-

bend. Von täuschend echt wirkendem gotischem Flechtwerk umrahmt, glichen die bildhaften Darstellungen der menschlichen Eigenschaften kleinen, auf einem halbrunden Fundament ruhenden Kirchtürmen, deren architektonische Verspieltheit die Wuchtigkeit des Baus so gekonnt kaschierte, dass der Eindruck von Leichtigkeit und Mühelosigkeit entstand. Als Sitz der Stadtverwaltung und des Bürgermeisters, der über das Stadtsiegel und die Schlüssel zu den Stadttoren verfügte, repräsentierte das Rathaus die mächtigsten und einflussreichsten Familien Ulms, aus deren Reihen sich seit Generationen die Mitglieder des Rates zusammensetzten. Ohne es zu wollen, hob Anabel den Blick zu den beiden Glockentürmen auf dem spitzen Giebeldach, die noch hohl und leer in den sich immer mehr bewölkenden Himmel glotzten. Schon bald würden sie die drei hellen Glocken empfangen, die zurzeit noch in der Glockenhütte ihres Vaters abkühlten.

»Vren!« Die Stimme des wild fuchtelnden, von einer mehlbestäubten Schürze halb verschluckten Knaben ließ die Köpfe der beiden jungen Frauen zu der Stelle herumfahren, wo aus Holzstangen und Leinwand errichtete Bäckerstände inmitten eines Menschenknäuels gegen die Konkurrenz eines fahrenden Backofens ankämpften. Von zwei buckligen Männern gezogen, bahnte sich der bienenstockförmige Lehmofen, aus dem Ruß und Flammen gen Himmel schlugen, seinen Weg durch die dicht gedrängten Marktbesucher, um diesen Brezeln, kleine Brote und Zöpfchen anzubieten.

»Jakob!«, erwiderte Vren die Begrüßung ihres jüngeren Bruders, einer neunjährigen Rotznase, dessen beinahe rost-

rotes Haar wild und ungekämmt von seinem erhitzten Kopf abstand. »Wo ist Mutter?«

Mit angehaltenem Atem kämpfte sich Anabel hinter der Freundin bis zu dem Stand ihrer Eltern. Die volle Auslage ließ nichts Gutes ahnen.

»Mehl kaufen«, erwiderte Jakob achselzuckend, wandte jedoch umgehend all seine Aufmerksamkeit einer knochigen Hand zu, deren schwarzgeränderte Fingernägel sich klauenartig in einen Honigkuchen schlagen wollten. »Lass es liegen, oder ich rufe die Marktaufsicht«, knurrte der Junge mit einer steilen Falte zwischen den Brauen und hieb mit einem wellholzartigen Stock nach dem Langfinger, der sich mit einem Fluch in die Menge zurückfallen ließ.

»Warum habt ihr bis jetzt erst so wenig verkauft?«, fragte Vren mit einem besorgten Blick auf den fahrenden Bäckerkarren, der die Kauflustigen anzog wie Schweinemist die Schmeißfliegen.

Jakob zuckte erneut die Schultern. »Die Antwort kannst du dir ja wohl denken«, brummte er missmutig, denn es war nicht schwer zu erkennen, dass der gewitzte Bäcker einen Weg gefunden hatte, die strengen Zunftgesetze zu umgehen, mit denen in der Stadt sowohl Preise, Gewichte als auch Angebotsmengen geregelt wurden, was *de facto* die Konkurrenz unterband. Zwar unterschieden sich seine Waren, für die er sogar den Zunftstempel erhalten hatte, nicht von denen der anderen Anbieter. Doch gelangten sie im Gegensatz zu den am frühen Morgen gebackenen Leckereien der anderen Bäcker ofenfrisch in die Hände der hungrigen Käufer.

Bevor Vren weiter in ihn dringen und ihn nach der Herkunft des merkwürdig gewandeten Backwarenhändlers fragen konnte, ließ ein gellender Schrei in ihrem Rücken die Mädchen herumfahren und erschrocken zurückweichen. Kein Dutzend Schritt von ihrem Standort entfernt, hatten die Männer der Stadtwache einen Butterhändler hinter seinem Tisch hervorgezogen, um ihn vor den Augen aller auf die Knie zu zwingen, ihm das Wams vom Leib zu reißen und mit einer kurzen Peitsche auf ihn einzuprügeln.

»Du sollst mitzählen!«, brüllte einer der Wächter den um Gnade flehenden Buttermacher an, der vermutlich mit dem Wässern der Fässer versucht hatte, den Verlust des beim Betreten der Stadt fälligen Torzolls wettzumachen. Doch außer einem Wimmern entrang sich der Kehle des Gestraften kein Laut.

»Zehn, elf, zwölf«, übernahm einer der Gaffer die Aufgabe des Bauern, dessen Rücken bereits an mehreren Stellen blutige Striemen aufwies.

»Lass uns gehen«, drängte Anabel, in der beim Anblick des Geprügelten nur allzu bekannte Gefühle aufstiegen.  
»Henricus wartet.«

Mit einem tiefen Seufzer riss sich Vren von dem kläglichen Anblick der vollen Auslage ihrer Familie los, umklammerte ihren Korb fester und folgte Anabel, die der Fluchtinstinkt zu ungewohnter Furcht angestachelt zu haben schien. Vorbei an den duftenden Ständen der Gewürz- und Weinhändler eilten sie durch die von den prächtigen, zeltartigen Ständen der Barchent- und Leinenhändler gebildeten Gassen, in denen sich die Reichen und Schönen Ulms ein Stelldichein gaben, überquerten die Straße in Richtung

Kloster und hasteten auf die abweisend wirkenden Mauern der Abtei zu, von deren Dächern sich krächzend ein Schwarm Krähen in die Lüfte erhob.

## Kapitel 2

Ihr werdet sie nicht noch einmal zur Ader lassen!« Die erzürnte Stimme der Beginenmeisterin Guta Staiger durchdrang selbst die dickbohlige Tür, die ins Innere des klösterlichen Hospitals führte, wo sich die stämmige Schwester vor dem schlanken, hoch aufgeschossenen Infirmarius Paulus aufgebaut hatte, der sie mit einem mordlustigen Ausdruck in den wasserblauen Augen anfunkelte.

»Sie hat gerade erst entbunden«, fuhr Guta etwas ruhiger fort, machte jedoch keinerlei Anstalten, dem mit einer Fliete – dem breiten Messer der Ärzte – bewaffneten Mönch aus dem Weg zu gehen.

»Sie hat zu viel schwarze Galle in ihrem Körper«, beharrte der Infirmarius mit mahlenden Kiefermuskeln. »Wenn das Gleichgewicht der Körpersäfte nicht wiederhergestellt wird, wird sie sterben. Geht zur Seite, ich muss die Kopfader öffnen!« Mit einer Bewegung der Hand, welche die im Kerzenlicht aufblitzende Fliete umklammert hielt, gab er Guta zu verstehen, dass sie ihm nicht länger den Zugang zu der Armbeuge der totenbleich in den Kissen liegenden Patientin verweigern solle, da diese ansonsten an der fauligen Vergiftung ihres Blutes zugrunde gehen würde.

»Wenn sie noch mehr Blut verliert, wird sie die Nacht ganz sicher nicht überleben«, fauchte Guta den Franziska-

nerbruder an, der mit einer Kopfbewegung den hinter ihm lauerten Tonsor in den Vordergrund zitierte.

»Weib, habt Ihr die Lehren der alten Meister studiert oder ich?«, herrschte Paulus sie an, woraufhin die Meisterin verächtlich die Lippen schürzte.

»Wenn unsere Sammlung Euch nicht unterstützt hätte, dann wäre es Euch wohl kaum möglich gewesen, Euer Studium zu beenden«, stellte sie sachlich fest und vertrat auch dem Tonsor den Weg. Ohne die finanzielle Unterstützung der Beginen, die allesamt aus wohlhabenden Patrizierfamilien stammten, wäre so mancher Luxus in dem Kloster des Bettelordens undenkbar, das wusste Paulus genau. Doch dieses Wissen hielt ihn nicht davon ab, die unverschämten Weiber, die sich mit einem in seinen Augen teuflischen Winkelzug um das päpstliche Beginenverbot gedrückt hatten, aus tiefstem Herzen zu verachten!

»Ihr habt keine Befehlsgewalt über uns«, legte Guta den Finger in genau diese Wunde, und nur mit Mühe unterdrückte Paulus ein zorniges Zittern. »Nur weil Ihr Euer Hospital mit uns teilt, bedeutet das nicht, dass Ihr über uns verfügen könnt.«

Durch, dessen war sich Paulus sicher, doppelzüngige Überredungskunst hatten die Beginen die Bürger und den Bürgermeister der Stadt Ulm dazu bewegen können, ihre Freiheit und wirtschaftliche Unabhängigkeit so zu besiegeln, dass selbst der Papst nichts daran zu rütteln vermochte. Anders als die Schwestern des etwa drei Meilen außerhalb der Stadt gelegenen Klarissenklosters in Söflingen unterstanden die Beginen weder dem Abt Franciscus noch dem Bischof von Augsburg. Und das allein war Grund genug, in Paulus

ebenfalls ein Ungleichgewicht der Kardinalsäfte hervorzurufen. Mit hochrotem Kopf unternahm er einen letzten Versuch: »Wenn sie unter Eurer Obhut stirbt, dann habt Ihr das Leben eines unschuldigen Lammes auf dem Gewissen.«

Mit einem Schulterzucken strich Guta die Röcke ihrer Kutte glatt und ließ sich neben der lautlos um Wasser flehenden Wöchnerin nieder, um ihr eine Holzschale an die Lippen zu setzen und mit einem feuchten Tuch die Stirn zu tupfen. »Dieses Risiko nehme ich frohen Herzens auf mich«, versetzte sie gelassen und signalisierte das Ende der Unterhaltung, indem sie den beiden Brüdern den Rücken zukehrte.

Die Hände an den Seiten zu Fäusten geballt, machte Paulus auf dem Absatz kehrt, packte den Tonsor an dem weiten Ärmel seines Gewandes und stürmte auf den in den Hof führenden Ausgang des flachen Gebäudes zu, der selbst im Winter offen stand, um genügend frische Luft in die von Kranken überfüllten Räume zu lassen.

Nur mit Mühe gelang es Anabel, die sich im Schatten eines der Arzneischränke verborgen hatte, nicht aufzuschreien, als sowohl Paulus als auch der Tonsor so dicht an ihr vorbeistampften, dass der Luftzug ihr die losen Haarsträhnen in die Augen fegte. Auf Befehl des wenig gnädigen Henricus, der Vren und ihr eine Standpauke über Pünktlichkeit und Faulheit gehalten hatte, hatte sie einen Arm voller frisch gesäuberter Binden aus dem Arzthaus geholt, das direkt an die Hospitalgebäude anschloss. Verunsichert durch den Streit zwischen Guta und Paulus drückte sie sich im Schatten des

Fachwerks an der Wand entlang, um die Bandagen möglichst unauffällig in den Raum des Infirmariums zu schaffen, in dem die verunfallten Handwerker und Bauarbeiter behandelt wurden. Die schmucklosen Wände des Krankenhauses wurden lediglich hie und da von einfachen Kruzifixen und den das Dach stützenden Balken unterbrochen, und hätte nicht eine Vielzahl von Kerzen das Innere des Hospitals erhellt, wäre der Eindruck weitaus beklemmender gewesen. In dicht aneinander gedrängten Bettkästen fieberten, stöhnten und erbrachen sich Männer und Frauen mit von Steinen oder Karrenrädern zerschmetterten Gliedern, Kranke, die an nicht erklärbaren Durchfällen litten und Kinder, deren Haut mit Blasen, Pusteln und Ausschlägen überzogen war. Etwa zwei Dutzend Lager waren belegt mit ausländischen Schiffern und Händlern, die vor Kurzem mit einer Krankheit eingeliefert worden waren, die sich niemand erklären konnte. Schaudernd wandte Anabel den Blick von den zum Teil apfelgroßen Beulen ab, mit denen ihre Leiber übersät waren. Auch wenn die Brüder und Schwestern die Leidenden immer wieder zudeckten, warfen diese die dünnen Laken brüllend ab, sobald der Stoff die Schwellungen berührte. Bevor das Mädchen in der nebenan gelegenen Kammer verschwinden konnte, ließ Gutas Stimme es innehalten. »Anabel, ich möchte, dass du die Nächte von Freitag auf Samstag und von Samstag auf Sonntag bei dieser Patientin bleibst.«

Die Erleichterung verbergend, die sie bei diesem Befehl durchströmte, wandte sich die junge Frau zu der Schwester um, verneigte sich leicht und murmelte: »Ja, Meisterin.« »Du musst dafür sorgen, dass sie genug isst und trinkt«,

fuhr Guta fort. »Damit sie wieder zu Kräften kommt«, setzte die Begine nach einer kurzen Pause, in der sie der Kranken den Mund abwischte, hinzu.

»Ich werde mein Bestes tun«, versprach Anabel und zog sich, nachdem die Schwester sich mit einem wohlwollenden Lächeln wieder abgewandt hatte, zurück.

Die Sonne war bereits vor mehreren Stunden hinter dem Horizont versunken, als sich Anabel endlich auf den Weg zu dem in der Nähe des nördlichen Stadtgrabens erbauten Haus ihres Vaters aufmachte, um dort ihr Tagwerk zu beenden. Geschickt den Bettlern und Tagedieben ausweichend, die sich trotz der strengen Regeln immer noch innerhalb der Stadtmauern aufhielten, ließ sie die unterschiedlichen Zunftviertel hinter sich und bog schließlich kurz vor der Herberge *Drei Kannen* in eine kleine Straße ein, zu deren Seiten sich Misthaufen und Abfälle stapelten. Wie überall in der Stadt zuckten auch hier die Rüssel der allgegenwärtigen Schweine durch die morastigen Rinnen und Rillen, da die Einwohner Ulms schon lange den Nutzen der Tiere als natürliche Kläranlage erkannt hatten. Mit einem angewiderten Gesichtsausdruck hob Anabel die Röcke, um zu vermeiden, dass sich der grobe Stoff mit dem Urin und Kot der Gassenbewohner vollsog, die ungeniert ihre Nachttöpfe ins Freie entleerten. Als sie sich dem Ende des Gässchens näherte, in dem das Steinhaus ihres Vaters sich deutlich von den es umgebenden Holzkaten abhob, stach ihr der Geruch frisch gebrannten Lehms und abkühlender Glockenschmelze in die Nase. Seit frühester Kindheit verband sie diese Kombination aus warmem Erdduft und beißendem

Metallgestank mit der sengenden Hitze der Glockenhütte und den schwieligen Pranken ihres Vaters Conrad. Während die immer kälter werdende Nacht mit einem Schlag alle Wärme aus ihrem Körper zu saugen schien, verlangsamten sich ihre Schritte, und bevor sie die schwere Tür aufstemmte, holte sie einige Male tief Luft.

Wie erwartet, lagen sowohl der Eingangsbereich als auch der daran anschließende Innenhof in tiefer Dunkelheit, und lediglich ein schwaches Glühen aus der rechts von ihr in die Schatten geduckten Glockenhütte verriet, dass die Gesellen ihres Vaters noch bei der Arbeit waren. Aus dem hinteren Teil des Hauses, in dem sich sowohl die Küche, das Lager als auch die Schlafkammer der Kinder befanden, drangen laute Stimmen an ihr Ohr, die sie wünschen ließen, es wäre bereits Freitag.

»Ich habe dir schon tausend Mal gesagt, du sollst den Gesellen keine schönen Augen machen!«, dröhnte der Bass ihres Vaters. Unmittelbar darauf folgten ein Schlag und das Weinen eines Kindes. »Halt dein Maul, Uli, oder du kriegst auch eine Abreibung!« Die Stimme des offensichtlich betrunkenen Conrad überschlug sich, und als Anabel trotz allen besseren Wissens die Tür zur Küche aufzog, in der die Familie um einen groben Holztisch versammelt war, zuckte der Blick der rot unterlaufenen Augen in ihre Richtung.

»Ach, die feine Dame hat es auch endlich nach Hause geschafft«, spuckte der Glockengießer aus und stemmte sich mit den Fäusten vom Tisch in die Höhe.

Seine Gattin, Anabels Stiefmutter, kauerte mit aufgeplatzter Unterlippe in der Nische, die der gemauerte Kamin

mit der Wand bildete, und hob beim Anblick ihrer Stieftochter flehend die Hände. »Conrad, bitte. Es geht doch nur um mich.«

Ihr Bitten ignorierend, taumelte der hünenhafte Meister auf Anabel zu, baute sich keinen halben Schritt vor ihr auf und starrte auf sie hinab. Leicht schwankend hatte er augenscheinlich Schwierigkeiten, das Gleichgewicht zu halten, doch als Anabel vor ihm zurückweichen wollte, packte er sie zielsicher am Kragen ihres Hemdkleides.

»Faules Gesindel seid ihr allesamt«, zischte er und schüttelte seine älteste Tochter unsanft. Da sie aus schmerzhafter Erfahrung wusste, dass es nicht ratsam war, ihm in diesem Zustand zu widersprechen, senkte das Mädchen scheinbar schuldbewusst den Kopf und starrte auf die riesigen Schuhe ihres Vaters.

»Wenn ich nicht morgen den neuen Lehrling bekommen würde«, lallte Conrad und stieß Anabel verächtlich von sich, »dann, und das schwöre ich bei Gott, hättest *du* in Zukunft die Schmelze rühren können, anstatt in diesem Kloster herumzulungern.«

»Einen neuen Lehrling?«, platzte es aus Anabel heraus, bevor sie sich zurückhalten konnte. »Aber das können wir uns doch gar nicht leisten.«

Anstatt des erwarteten Schlages traf sie lediglich der faulige Atem des angeheiterten Gießers, als er den Kopf in den Nacken warf und brüllend lachte. Die schlechte Laune wie weggewischt, drosch er seiner Tochter auf die Schulter, so dass sie in die Knie sackte, und dröhnte: »Man muss nur die Ohren an der richtigen Stelle haben, dann erfährt man, was gerade günstig zu haben ist!« Mit diesen Worten schob